

Selbstreferenz und Wissenschaft – Perspektiven in der Ratgeberliteratur und ihr Mehrwert für die Schreibdidaktik

Cristina Loesch

Einleitung

Der Stil wissenschaftlicher Texte unterliegt bestimmten Regelmäßigkeiten, die sich je nach Schreibenanlass und Disziplin unterscheiden.¹ Selbst für fortgeschrittene Studierende ist es in diesem Zusammenhang eine Herausforderung, mit der sprachlichen Gestaltung einer wissenschaftlichen Arbeit zurechtzukommen. Es gehört also zu unserer Aufgabe als Schreibdidaktiker*innen, sich mit den Varianten von Wissenschaftssprache auseinanderzusetzen, wenn wir uns nachvollziehbar – in einem überdisziplinären oder fachspezifischen Schreibkurs – dazu äußern wollen. Die Frage nach der Selbstreferenz gehört dabei zu den am häufigsten diskutierten Themen (Freise/Schubert 2017: 35 f.). In diesem Beitrag ist darunter gemeint, wie sich die bzw. der Verfasser*in im eigenen Text sichtbar macht, indem sie bzw. er grammatisch die erste Person zu Hilfe nimmt (Steinhoff [2007a: 2] bezeichnet das Phänomen als „Verfasserreferenz“). Es geht also um die Verwendung des Personalpronomens *ich* und seine Stellung im Diskurs um die Vermittlung von Wissenschaftssprache.

Subjektivität, Selbstreferenz und Sichtbarmachung der eigenen Person in wissenschaftlichen Texten sind ein viel diskutierter Gegenstand sprach- und literaturwissenschaftlicher Forschung (siehe z. B. Brommer 2018; Deml 2015; Steiner 2009; Steinhoff 2007a; Steinhoff 2007b). In diesem Artikel wird es aber gerade nicht um jene Beiträge gehen, die ein Fachpublikum adressieren, sondern um schreibdidaktische Ratgeber. Eine umfangreiche Betrachtung dieser „Anleitungstexte“ (Jakobs 1999: 179) steht bislang noch aus, erscheint vor dem Hintergrund einer forschungsbasierten Schreibdidaktik aber besonders interessant: Da sich Ratgeber direkt an Studierende – teilweise auch an Promovierende oder Schreibdidaktiker*innen selbst – richten und zudem häufig von Letzteren verfasst sowie in Lehre und Beratung eingesetzt werden, können sie als schreibdidaktische Literatur „par excellence“ bezeichnet werden.

¹ Stil wird hier kurz gesagt als charakteristischer, „formalisierter effektvoller Gebrauch“ (Vollers 2016: 672) von Sprache in Bezug auf eine bestimmte Textsorte, einen bestimmten Kontext und ein bestimmtes Publikum verstanden. Für einen Überblick zu diesem Untersuchungsfeld der Sprach- und Literaturwissenschaft siehe z. B. Vollers (2016: 672 f.) oder Bußmann (2008: 684–686).

In vorliegendem Beitrag untersuche ich 20 Publikationen aus dem Feld der aktuellen schreibdidaktischen Ratgeberliteratur.² Ziel ist es, die unterschiedlichen Perspektiven zur Selbstreferenz in wissenschaftlichen Texten sowie die daraus resultierenden Positionen für oder gegen den Gebrauch von *ich* zu benennen und infrage zu stellen. Daneben soll deren didaktischer Mehrwert für die gezielte Vermittlung des korrekten Gebrauchs von *ich* in überfachlichen wie fachspezifischen Schreibkursen und -beratungen für Studierende zur Sprache kommen.

Selbstreferenz und Wissenschaft in schreibdidaktischer Ratgeberliteratur

Zunächst lässt sich festhalten, dass die Verwendung von *ich* in den untersuchten Schreibratgebern recht ausführlich behandelt wird. Oftmals wird dieser „offene[n] Frage aller wissenschaftlichen Texte“ (Kruse 2007: 107) ein gesamter Abschnitt über mehrere Seiten gewidmet, so z. B. bei Schumacher (2017: 49–51), die ihre Empfehlungen speziell an Studierende der Literaturwissenschaften richtet, oder sehr detailliert bei Ulmi et al. (2017: 168–178), die gezielt Dozierende und Beratende in der Schreibdidaktik adressieren. Es sind jedoch auch Beispiele beobachtbar, in denen sich die Ausführungen zu dem Thema auf einen oder wenige Sätze beschränken, so z. B. bei Hirschmann/Wanner (2011: 35) oder Wagner (2012: 180). Zwar ist der Umfang kein Indiz für die Qualität der Aussagen und zudem vom jeweiligen inhaltlichen Schwerpunkt der Publikationen abhängig – es zeigt sich aber bereits hieran, wie verschieden mit dem Problem umgegangen wird.

Bemerkenswert ist, dass die Positionen der einzelnen Autor*innen stark divergieren: In acht Ratgebern findet sich eine eher ablehnende Haltung gegenüber der Verwendung von *ich* in wissenschaftlichen Texten (Ebel/Bliefert 2009; Hirschmann/Wanner 2011; Hirsch-Weber 2016; Kornmeier 2018; Kremer 2018; Schaaf 2006; Sommer 2013; Wagner 2012), während sich die Autor*innen der zwölf übrigen Ratgeber überwiegend positiv für die erste Person als Ausdruck der Selbstreferenz aussprechen oder zumindest Formulierungsbeispiele damit anbieten (Berninger 2017; Esselborn-Krumbiegel 2017; Gastel/Day 2016; Göttert 1999; Kruse 2007; Kruse 2018; Kühtz 2016; Lange 2018; Pospiech 2017; Schumacher 2017; Ulmi et al. 2017; Wolfsberger 2007). Diese Disparität wird mit einem Wandel in der deutschen Wissenschaftssprache begründet: Galt es „lange Zeit als schlechter Stil“ (Berninger 2017: 122), sich selbst als Verfasser*in einzubringen, so sei diese Ausdrucksform heutzutage – eventuell beeinflusst durch den angloamerikanischen Schreib-

2 Die Auswahl der (teils überfachlichen, teils fachspezifischen) Ratgeber orientiert sich an einer vorangegangenen Studie, die das Tempus in ingenieurwissenschaftlichen Texten mit den dazugehörigen Perspektiven in schreibdidaktischer Ratgeberliteratur vergleicht (Loesch 2019). Lediglich zwei der dort untersuchten Ratgeber behandeln das Thema der Selbstreferenz nicht (Müller 2013; Mayer 2015) und werden deshalb durch die Publikationen *Wissenschaftlich formulieren. Tipps und Textbausteine für Studium und Schule* (Kühtz 2016) und *Frei geschrieben. Mut, Freiheit und Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten* (Wolfsberger 2007) ersetzt.

stil – häufiger beobachtbar (Schumacher 2017: 49 f.).³ Auch Autor*innen, die dem Einsatz von *ich* kritisch gegenüberstehen, erkennen diese Entwicklung. Hirschmann/Wanner ergänzen ihre Aussage, dass die erste Person in wissenschaftlichen Texten üblicherweise nicht gebraucht werde, mit folgendem Hinweis an die bzw. den Leser*in: „Doch möchten wir an dieser Stelle nicht verschweigen, dass sich diese Regel gegenwärtig in der Diskussion befindet“ (Hirschmann/Wanner 2011: 35).

Die konkreten Positionen und Empfehlungen zum Umgang mit der Selbstreferenz werden von unterschiedlichen Perspektiven beeinflusst. Die Autor*innen der Ratgeber können dabei – je nachdem, wie umfangreich sie das Problem behandeln – mehrere Perspektiven (und Gegenperspektiven) einnehmen. Die hier vorgestellte Reihenfolge der Perspektiven begründet sich folgendermaßen: Zunächst werden drei Perspektiven aufgeführt, die zu einer kritischen Haltung gegenüber dem Gebrauch von *ich* führen und eng miteinander verknüpft sind: Das *konventionelle* Ich-Tabu soll dafür Sorge tragen, dass der wissenschaftliche Text *objektiv* ist, damit er als *allgemeingültig* angesehen werden kann. Die vierte Perspektive wendet sich gegen dieses Prinzip: Sie fordert, dass ein Text trotz Wissenschaftssprache *verständlich* und konkret bleibe, und bevorzugt deshalb die erste Person gegenüber z. B. passiven Formen. Aus der fünften Perspektive wiederum resultiert eine Ablehnung des *ich* – jedoch unterscheidet sich diese von den anderen Perspektiven insofern, als sie den Fokus weniger auf die sprachliche Vermittlung von Forschungserkenntnissen legt. Vielmehr rückt hier die soziale Rolle von Verfasser*innen (im Sinne einer *bescheidenen* Haltung) in den Vordergrund.

Perspektive der Konvention

Zunächst ist also eine Perspektive zu beobachten, die als konventionell bezeichnet werden kann. Diese richtet ihre Empfehlungen an bewährten, althergebrachten Standards der Wissenschaftssprache aus. Das „Ich-Verbot“ (Weinrich 1989: 132) bzw. „Ich-Tabu“ (Kretzenbacher 1995: 26) wird somit als allumfassende Norm für jede Ausprägung von Wissenschaftssprache akzeptiert und kaum hinterfragt.

Schaaf benennt die Konvention in seinem fachspezifischen Ratgeber *Mit Vollgas zum Doktor. Promotion für Mediziner* nicht als solche; da seine Bewertung jedoch unbegründet und normativ formuliert ist, lässt sich annehmen, dass die hier eingenommene Perspektive auf ebenjenen standardisierten Annahmen über Wissenschaftssprache und deren Merkmalen beruht:

3 Siehe hierzu ergänzend Krampen, der „verstärkt seit dem Millennium“ (2016: 225) eine Zunahme aktiver Selbstreferenz in der deutschen Wissenschaftssprache beobachtet und dies u. a. mit einem neuen, selbstbewussteren Bild der Forscherin bzw. des Forschers begründet: „Abgerückt wird vom (hehren?) Ideal der Wissenschaft als dem zeit- und kulturbezogenen Gesamt von systematischen Erfahrungen und Erkenntnissen [...] und von dem (ebenfalls hehren?) Ideal des Wissenschaftlers, der dem Erkenntnisgewinn und ggf. noch der Allgemeinheit selbstlos verpflichtet [...] ist“ (Krampen 2016: 226).

„Ich‘ ist der Autor höchstpersönlich. Innerhalb der eigentlichen Dissertationschrift verbietet sich diese Ausdrucksform weitgehend. ‚Ich habe 25 µl von Lösung A für 10 Minuten auf Eis inkubiert‘ u. Ä. ist absolut Fehl [sic!] am Platze.“ (Schaaf 2006: 94)

Die Verwendung der ersten Person Plural sieht er hingegen weniger kritisch; doch erscheint seine Auseinandersetzung mit dem Problem lückenhaft, da er die Anlässe für den Gebrauch von *wir* in einem medizinischen Fachtext nur anreißt und den Standard, so wie er ihn aus eigenen Erfahrungen zu kennen scheint, als gegeben hinnimmt. Es entstehen pauschale Aussagen, die der Leser*innenschaft wenig helfen: „Junge Wissenschaftler schreiben zunehmend in der Wir-Form. Doktorväter vom ‚alten Schlag‘ mögen diese Ausdrucksweise weniger gern“ (Schaaf 2006: 94). Wagner, der seinen Ratgeber nicht an ein spezielles Fach richtet, sondern den Lesenden „allgemeingültige Erkenntnisse und [...] allgemein anerkannte Empfehlungen“ (Wagner 2012: 7) verspricht, verfährt ähnlich, indem er das Gebot der Anonymität nicht begründet, sondern normativ als Regel aufstellt: „Vermeiden Sie jedoch [...] eine vordergründige ICH-Bezogenheit (*ich, wir, uns, man*) und möglichst auch Formulierungen in der 3. Person“ (Wagner 2012: 180). Indem sie der Konvention folgen und diese übernehmen, liefern Schaaf und Wagner eine undifferenzierte Sichtweise, in der die gegebene Vielfalt der Anwendungsmöglichkeiten von *ich* bzw. *wir*⁴ nicht beachtet oder diskutiert wird. Selbst wenn die Konvention des Ich-Tabus für das Fach Medizin gelten mag und ein Ratgeber in erster Linie schnelle Antworten auf dringende Fragen enthält, erscheinen die hier formulierten Aussagen wenig zielführend, da Studierenden (und vor allem den bei Schaaf angesprochenen Promovierenden) die Gründe für das Befolgen einer Konvention nicht ausreichend erläutert werden. Die unkritische Übernahme konventioneller Standards in schreibdidaktischer Ratgeberliteratur beobachtet auch Deml (2015: 74) und plädiert für eine stärkere Unterscheidung der Arten von *ich* bzw. *wir* im Kontext der jeweiligen Disziplin und Textsorte.

Abweichend hiervon zeigen sich ebenso Positionen, welche die Konvention in ihren Empfehlungen an die Leser*innen zwar würdigen, die pauschale Übernahme von wissenschaftssprachlichen Standards auf einzelne Fachbereiche aber als Problem erkennen. Beispielsweise lehnt Berninger (2017: 122) im Ratgeber *Grundlagen sozialwissenschaftlichen Arbeitens. Eine anwendungsorientierte Einführung* die Nutzung von *ich* oder *wir* nicht ab, rät vor dem Hintergrund der Konvention jedoch dazu, vorsichtig mit dem Gebrauch umzugehen und sich im Zweifelsfall mit der jeweiligen Betreuungsperson zu beraten. Esselborn-Krumbiegel, die sogar konkret dazu rät, bestimmte Passagen einer Qualifika-

4 Siehe hierzu die Monografie *Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*. In Kapitel 8 untersucht der Autor die „Verfasserreferenz“ in linguistischen, literatur- und geschichtswissenschaftlichen Texten und leitet daraus drei Ich-Typen ab, die er als „Verfasser-Ich“, „Forscher-Ich“ und „Erzähler-Ich“ benennt (Steinhoff 2007b: 165–276). Kruse (2018: 142–145) und Ulmi et al. (2017: 176 f.) z. B. greifen diese Ich-Typen in ihren Ratgebern auf.

tionsschrift in der Ich-Form zu schreiben, berücksichtigt den Stellenwert von Konventionen in der Wissenschaftssprache, indem sie folgende Einschränkung macht:

„Diese Empfehlungen gelten, wenn es in Ihrer Disziplin keine verbindlichen Vorschriften für den Gebrauch der ‚Ich‘-Form gibt. In vielen Fachgebieten herrscht allerdings noch das sogenannte Ich-Tabu. Um den Konventionen des eigenen Faches zu genügen, sollten Sie in diesen Fällen durchgehend unpersönlich formulieren.“
(Esselborn-Krumbiegel 2017: 60)

Es lässt sich festhalten, dass Konventionen – selbst wenn sie als feststehende Normen akzeptiert und vermittelt werden – einen begründbaren Ursprung haben. Dieser müsste in Ratgebern behandelt werden, um sie den adressierten Schreibenden plausibel zu machen. Die im Folgenden genannte Perspektive bildet dabei eine der Grundlagen für das Verstehen der Konvention.

Perspektive der Objektivität

Diese Perspektive erscheint in den Ratgebern vorherrschend und legt den Fokus auf das Gebot wissenschaftlicher Objektivität: Demnach soll ein Fachtext Sachverhalte, Positionen, Vorgehensweisen und Erkenntnisse möglichst neutral vermitteln, damit diese von der Fachgemeinschaft reproduziert werden können. Die Bedeutung der intersubjektiven Überprüfbarkeit im Sinne einer redlichen wissenschaftlichen Arbeitsweise zeigt sich z. B. in Schlussfolgerungen wie dieser: „Es geht also nicht um persönliche Meinungen, sondern sachbezogen um Thesen, Belege und Argumente“ (Sommer 2013: 97). Zwar soll die bzw. der Verfasser*in eigene Positionen und Erkenntnisse überzeugend darlegen, allerdings hat sie bzw. er als Person in den Hintergrund zu treten. Die Selbstreferenz wird hier auch im Zusammenhang mit einem plaudernden Erzählton diskutiert. Dieser weiche vom objektiven, emotionslosen Sprachstil eines Fachtextes ab, zumindest empfinden dies so Ebel/Bliefert in Bezug auf Qualifikationsschriften ihrer Disziplinen: „Die erzählerische Ich-Form passt wenig zu der nüchternen naturwissenschaftlich-technischen Umgebung“ (Ebel/Bliefert 2009: 22; siehe dazu auch Kruse 2007: 107 f.).

Dieser Auffassung widersprechen mehrere Autor*innen, indem sie – meines Erachtens treffend – anmerken, dass die Verwendung der ersten Person als Selbstreferenz nicht zwingend Subjektivität oder gar persönliche Erzählungen in den Text einbringe. Gemäß Ulmi et al. sei das Weglassen von *ich* vielmehr eine „Scheinlösung“ (Ulmi et al. 2017: 174), die ihre Notwendigkeit verliere, sofern die bzw. der Verfasser*in eigene Aussagen begründe. Verglichen mit Sommers einfacher Unterscheidung zwischen persönlicher Meinung und sachbezogener Argumentation denken Ulmi et al. noch weiter und kommen zu der folgenden einleuchtenden Konsequenz: „Es geht also weniger um die Vermeidung des Ich als um die Vermeidung des eigenmächtigen Meinens, um die Unterscheidung von Meinung und Position [...] und auch um die Unterscheidung von Meinung und Perspektivierung“ (Ulmi et al. 2017: 174). Auch Esselborn-Krumbiegel (2017: 59 f.) und Pospiech

(2017: 163 f.) betonen, dass die eingenommene Haltung entscheidender sei als das blinde Befolgen eines veralteten und undifferenzierten Tabus: „Das Wort ‚ich‘ durch eine andere Wortwahl oder den Wechsel ins grammatische Passiv zu umgehen, ändert die Perspektive nicht“ (Pospiech 2017: 164).

Kritisch lässt sich zudem anmerken, dass die Autor*innen der Ratgeber in Bezug auf dieses Thema oft nicht konkret zwischen beschreibenden und argumentierenden Texthandlungen (siehe dazu Loesch 2019) unterscheiden. Die erste Person kann hier in jeweils unterschiedlicher Funktion zum Tragen kommen. Während Positionierungen in einer Argumentation stets begründet sein müssen, erscheint der Gebrauch des *ich* gerade in Beschreibungen oftmals unproblematisch. Eine Formulierung wie *In dieser Arbeit untersuche ich ...* (siehe hierzu das „Negativbeispiel“ bei Hirsch-Weber 2016: 104) wirkt nicht weniger neutral oder sachlich als die passivische Wendung *In dieser Arbeit wird ... untersucht*. Vielmehr ist sie präziser, da die bzw. der Verfasser*in als handelnde Person klar benannt wird. Somit wird deutlich, dass die vermeintliche Objektivität, die durch Vermeidung des *ich* bewirkt werden soll, gegen das Gebot der Verständlichkeit verstößt. Die Perspektive erscheint daher widersprüchlich, was auch Schumacher erkennt und kritisiert: „Einerseits sollen Wissenschaftler als Person nicht in Erscheinung treten, andererseits tragen sie als Autoren die Verantwortung für den Text und die darin veröffentlichten Inhalte – insofern wäre *ich* der treffende und eindeutige Begriff für die Referenz auf den Verfasser oder die Verfasserin“ (Schumacher 2017: 49).

Perspektive der Allgemeingültigkeit

Eng verknüpft mit dem Postulat eines objektiven Sprachstils ist eine weitere Perspektive: Diese nimmt in den Blick, wie die Selbstreferenz im Zusammenhang mit der gewünschten Allgemeingültigkeit der wissenschaftlichen Erkenntnisse wirkt. Demnach soll die Vermeidung der ersten Person zunächst eine Objektivität ausdrücken, die im nächsten Schritt dafür sorgt, dass die gewonnenen Ergebnisse von der bzw. dem Leser*in als gültig akzeptiert werden.

Hirsch-Weber formuliert im Umkehrschluss die Gefahren, welche sich durch den Gebrauch von *ich* ergeben: „Subjektive Ansichten, wie sie das Personalpronomen *ich* oder die Formulierung *meines Erachtens* signalisieren, wirken unter Umständen unwissenschaftlich, da sie den Inhalt der jeweiligen Aussage lediglich an den Verfasser koppeln und so ihre allgemeine Gültigkeit in Frage stellen“ (Hirsch-Weber 2016: 103). Die Vermeidung der Selbstreferenz wird demnach nicht nur mit einer neutralen, emotionslosen und damit logisch begründbaren Beurteilung der Erkenntnisse in Verbindung gebracht, sondern ist auch an die Akzeptanz innerhalb der Fachgemeinschaft gebunden. Diese orientiert sich wiederum daran, ob eine Erkenntnis durch ihre Sachbezogenheit als gültig angesehen werden kann. Kruse, der die Verwendung von *ich* nicht ausschließt, pflichtet Hirsch-Weber in diesem Punkt bei: „In den Wissenschaften besitzt Autorität, was auf akzeptierten, logischen Argumenten beruht, stringent dargestellt ist und auf nachvollziehbaren, empirisch erhärteten Fakten basiert. Alles, was das Wissen als subjektive, persönliche Meinung

erscheinen lässt, senkt dessen Autorität“ (Kruse 2018: 142). In Bezug auf gesicherte Erkenntnisse (gerade in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, auf die sich Hirsch-Weber bezieht) mögen die Autoren recht behalten – es stellt sich jedoch die Frage, ob dasselbe auch für Sachverhalte gilt, die nicht bewiesen werden können und der Interpretation durch die bzw. den Verfasser*in bedürfen. Hirsch-Weber erkennt diesen Fall, bleibt (wohl vor dem Hintergrund der Allgemeingültigkeit und Konvention) aber bei seinem Rat, unpersönliche Ausdrucksweisen zu bevorzugen bzw. im Zweifelsfall das Gespräch mit der jeweiligen Betreuungsperson zu suchen (Hirsch-Weber 2016: 96–104). Dennoch ist es meines Erachtens logisch, dass die Deutung von unsicherem Wissen, die letztendlich immer subjektiv bleibt, gerade dann akzeptabler erscheint, wenn sie sprachlich an die bzw. den reflektierende*n Verfasser*in gebunden wird. Eine Deagentivierungsstrategie, d.h. die Vermeidung des Agens zugunsten einer unpersönlichen Ausdrucksweise (siehe hierzu z. B. Polenz 1981), wie sie die Autoren z. B. mit dem Passiv anbieten, eignet sich daher vor allem für ungeübte Schreiber*innen, die mit dem reflektierten Umgang des *ich* Probleme haben könnten.

Die Perspektiven der Konvention, Objektivität und Allgemeingültigkeit reichen nicht aus, um die Vermeidung der ersten Person gänzlich zu rechtfertigen. In ihnen offenbart sich aber, wie bedeutsam der gewählte Sprachstil sowohl für die Haltung der forschenden Verfasserin bzw. des forschenden Verfassers selbst als auch für die Fachgemeinschaft als kritisches Publikum ist. Zudem verdeutlichen sie (letztlich nicht nur in Bezug auf die Frage nach dem *ich*), welches Gewicht der geschriebene Text als Kommunikationsmedium im wissenschaftlichen Diskurs hat.

Perspektive der Verständlichkeit

Eine weitere Perspektive, welche die Autor*innen der untersuchten Ratgeber in die Diskussion einbringen, akzentuiert die Verständlichkeit bzw. die Lesbarkeit als Kriterium. Verfasser*innen müssen demnach dafür Sorge tragen, dass der gewählte Sprachstil trotz aller Wissenschaftlichkeit nicht umständlich wirke, sondern lesbar und verständlich bleibe. Das Postulat der Verständlichkeit bedingt, dass aktiv formulierte Satzstrukturen mit *ich* als „Lese- und Verstehenshilfe“ (Kühtz 2016: 29) bevorzugt werden.

Gastel/Day befürworten in ihrem englischsprachigen Ratgeber *How to Write and Publish a Scientific Paper* die aktive Ausdrucksweise mit *I* und *we* gegenüber der passiven, da diese neben Genauigkeit auch bessere Lesbarkeit verspreche: „the active voice is usually more precise and less wordy than the passive voice“ (Gastel/Day 2016: 202; siehe hierzu auch Pospiech 2017: 163 f.). Zwar räumen sie ein, dass Passivkonstruktionen im methodischen Teil einer Arbeit verwendet werden dürfen, plädieren aber dafür, solch aufwendige Satzstrukturen grundsätzlich seltener zu gebrauchen. Diese Einschätzung ist auf die deutsche Wissenschaftssprache übertragbar und wird von Esselborn-Krumbiegel geteilt. Sie kritisiert, dass die gehäufte Verwendung des Passivs als Strategie, um das *ich* zu vermeiden, auf die bzw. den Leser*in „leicht künstlich“ (Esselborn-Krumbiegel 2017: 59) wirke.

Somit führt das gezielte Vermeiden der ersten Person möglicherweise auch zu Problemen für die bzw. den Verfasser*in beim Schreiben sowie für die Lesenden beim Verstehen.

Pospiech (2017: 163 f.), Lange (2018: 126 f.) und Wolfsberger (2007: 114 f.) beziehen die Perspektive der Verständlichkeit in ihre Beurteilung mit ein, legen den Fokus aber nicht so sehr auf grammatische Strukturen, sondern auf inhaltliche Präzision: Die handelnde Person im Text muss eindeutig identifizierbar sein, weshalb das *ich* nicht „verschleiert und verdrängt“ (Wolfsberger 2007: 114) werden sollte. Einleuchtend ist, dass Pospiech zwischen zwei Gebrauchsformen des *wir* unterscheidet: Zum einen kann *wir* ebenso wie *ich* als Selbstreferenz verwendet werden, d. h., es dient als konkreter Hinweis auf mehrere Verfasser*innen. Zum anderen wird *wir* gezielt verwendet, um das *ich* zu umgehen. Indem die bzw. der Leser*in angesprochen und miteinbezogen wird, soll das Gesagte vom Persönlichen entkoppelt werden. Diese Strategie sieht Pospiech – ebenso wie die Verwendung von *man* – problematisch und begründet ihre Ansicht mit folgender Beobachtung:

„Viele, die sowohl das Wort ‚ich‘ als auch Passivkonstruktionen vermeiden wollen, weichen auf Sätze mit ‚man‘ (‚Man kann erkennen ...‘) oder ‚wir‘ (‚Wir werden sehen ...‘) aus. Aber auch das wirft Probleme auf. Denn meist bleibt diffus, wer genau mit ‚man‘ oder ‚wir‘ gemeint ist: der Verfasser bzw. die Verfasserin allein oder er bzw. sie zusammen mit den Lesenden? Eine bestimmte Gruppe? Welche?“ (Pospiech 2017: 164)

Pospiech macht deutlich, dass die strategische Verschleierung der eigenen Person im Text eventuell dazu führt, dass die bzw. der Rezipient*in nicht mehr auflösen kann, wer nun eigentlich die handelnde Person ist. Die Vermeidung der Selbstreferenz kann sich also negativ auf die Textverständlichkeit auswirken.

Es ist festzuhalten, dass das Postulat der Verständlichkeit den bereits genannten Perspektiven gegenübersteht. Die Befolgung der Konvention, Objektivität und Allgemeingültigkeit darf nicht damit einhergehen, dass gerade ungeübte Schreiber*innen an ihren Texten ebenso verzweifeln wie deren Leser*innen. Das Gebot der Verständlichkeit erscheint somit wichtig und nachvollziehbar, zumal es gewährleistet, dass Forschungsergebnisse korrekt rezipiert werden können.

Perspektive der Bescheidenheit

Die letzte zu beobachtende Perspektive legt den Fokus auf die Rolle der Verfasserin bzw. des Verfassers im Kreis ihrer bzw. seiner Fachgemeinschaft und fordert im Zusammenhang damit eine gewisse Demuthaltung. Dieser Gedanke impliziert abermals, dass das handelnde Subjekt in einem wissenschaftlichen Text in den Hintergrund zu treten habe.

Kornmeier spricht sich grundsätzlich gegen die Verwendung der ersten Person – ob Singular oder Plural – aus, indem er diese als „aufgesetzt, auch aufdringlich, ja sogar peinlich“ (Kornmeier 2018: 247) bezeichnet. Göttert stimmt dem zu und bringt dabei eine

weitere, ungewöhnliche Spielart des *wir* in die Diskussion ein: „Sprechen wir im eigenen Namen, so erscheint dies vorlaut oder unangemessen, greifen wir dagegen zum *Pluralis Majestatis*, so ist alles noch viel schlimmer“ (Götttert 1999: 89). Somit kann *wir* nicht nur dazu dienen, um (1.) auf ein Kollektiv von Verfasser*innen zu referieren oder (2.) die Lesenden miteinzubeziehen (siehe zum *Pluralis Auctoris* bzw. *Modestiae* Zanini 2016a: 521; siehe auch Schaaf 2006: 94); in diesem (3.) Fall hebt sich die bzw. der Verfasser*in selbst durch das *wir* hervor (siehe auch Zanini 2016b: 521), was berechtigterweise kritisch gesehen wird. Auch andere Ratgeberautor*innen beobachten diese Spielarten. Kruse nimmt z. B. ebenfalls Bezug auf (1.) und (3.), indem er anmerkt: „Nichts spricht natürlich gegen ein ‚Wir‘, wenn mehrere Autoren einen Text schreiben, nur die Solisten sollten sich nicht mit einem unpassenden Plural schmücken“ (Kruse 2007: 109). Ebenso bezieht sich Kremer in seinem Ratgeber für den naturwissenschaftlichen Bereich auf (1.) und (3.) und entscheidet ähnlich, indem er den *Pluralis Majestatis* als „feudalistisch-großspurige wir-Form“ (Kremer 2018: 86) bezeichnet. Auch lehnt er die Verwendung der ersten Person Singular vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Bescheidenheit ab: „Von Einzelfällen abgesehen, nimmt sich der Einzelauteur eines naturwissenschaftlichen Textes in angemessener Bescheidenheit besser zurück, obwohl hinter der Wissenschaft und ihren Ergebnissen immer eine handelnde Person steht“ (Kremer 2018: 86).

Selbst wenn die Unterscheidung der möglichen Formen von *wir* einleuchtend und wichtig für das Verstehen bestimmter Texthandlungen ist, erscheint es fraglich, ob der *Pluralis Majestatis* tatsächlich in gegenwärtigen wissenschaftlichen Texten gebraucht wird. Reale Beispiele in den Ratgebern wären hilfreich, um das Empfohlene zu belegen und verständlicher zu machen. Nachvollziehbarer erscheint dagegen die Beschäftigung mit dem *wir* als Ausdruck der Bescheidenheit im Kreis mehrerer Verfasser*innen. Der in dieser Funktion verwendete Plural stellt sicher, dass die wissenschaftliche Arbeit von der lesenden Fachgemeinschaft als gemeinsames Projekt einer Forschungsgruppe erkannt und gewürdigt wird.

Letztlich sind Gegenperspektiven beobachtbar, die dazu führen, dass die Bescheidenheit als Entscheidungskriterium für oder gegen die erste Person in wissenschaftlichen Texten abgelehnt wird. Gastel/Day z. B. führen die von ihnen kritisierte Verwendung des Passivs darauf zurück: „Perhaps this bad habit results from the erroneous idea that it is somehow impolite to use the first-person pronouns. [...] Do not be afraid to name the agent of the action in a sentence, even when it is ‚I‘ or ‚we‘“ (Gastel/Day 2016: 202).

Mehrwert der Perspektiven zur Selbstreferenz für die Schreibdidaktik

Die Untersuchung der Ratgeber zeigt, dass die Frage nach der Selbstreferenz in wissenschaftlichen Texten nicht pauschal beantwortet werden kann und die Positionen der Ratgeberautor*innen von unterschiedlichen Perspektiven beeinflusst werden. Es stellt sich

nun die Frage, wie wir Schreibdidaktiker*innen mit einem solch disparaten Bild von Selbstreferenz im Gespräch mit Studierenden umgehen sollten.

Selbst wenn die *Konvention* des Ich-Tabus als normative Vorgabe von Instituten oder Betreuer*innen beachtet werden muss, ist es wichtig, diese in der Schreiblehre und -beratung stets zu begründen bzw. ausreichend zu erklären. Um wissenschaftliche Textkompetenzen dauerhaft erwerben und in der eigenen Disziplin anwenden zu können, müssen Studierende die Hintergründe sowie die Funktion von Standards verstehen. Die Perspektiven der *Objektivität* und *Allgemeingültigkeit* bieten zunächst eine gute Erklärung, warum die unpersönliche Schreibweise im wissenschaftlichen Kontext sinnvoll ist: Zum einen soll mit der Vermeidung von *ich* die neutrale Haltung der Verfasserin bzw. des Verfassers selbst gefördert werden, zum anderen spielt ebenso die Akzeptanz der dargestellten Erkenntnisse durch die lesende Fachgemeinschaft eine Rolle. Dennoch erscheinen diese Perspektiven zunehmend brüchig, setzt man sich genauer mit den verschiedenen Spielarten von *ich* bzw. *wir* in einem Text auseinander. Die Perspektive der *Verständlichkeit* bzw. Lesbarkeit bietet somit einen nachvollziehbaren Grund, warum es an manchen Stellen sinnvoll sein kann, das *ich* bzw. *wir* zu verwenden. Zuletzt bringt die Perspektive der *Bescheidenheit* auch die Frage nach der sozialen Verantwortung von Verfasser*innen in Bezug auf eine gemeinsam geleistete Forschungsarbeit ins Spiel.

Betrachtet man Schreiben darüber hinaus als erkenntnisfördernden Prozess und entkoppelt diesen zunächst von den allgemeinen stilistischen und fachspezifischen Anforderungen der Wissenschaftssprache, so gewinnt das *ich* für unsere Arbeit mit Studierenden eine weitere Bedeutung. Es kann für Schreibende unterstützend sein, erste Überlegungen und Positionen zu einem Forschungsprojekt – z. B. beim Führen eines wissenschaftlichen Journals – in einem persönlichen (und darüber hinaus umgangssprachlichen) Stil festzuhalten (Wolfsberger 2007: 114 f.; siehe hierzu auch Pyerin 2019: 83–85). Diesen Aspekt dürfen wir Schreibdidaktiker*innen – gerade wenn wir ungeübte oder gehemmte Schreiber*innen beraten – nicht außer Acht lassen. Letztlich bleibt es jedoch das Ziel, aus diesen persönlichen Entwürfen einen wissenschaftlichen Text zu generieren, der den hier diskutierten Anforderungen und Perspektiven genügen muss, um von der jeweiligen *Scientific Community* akzeptiert und verstanden zu werden.

Es steht zur Diskussion, wie genau in einem Schreibkurs oder in einer Schreibberatung auf all diese Punkte eingegangen werden kann. Ist es z. B. sinnvoll, Studierenden der Natur- und Ingenieurwissenschaften (die meist nur im Fall der Bachelor- und Masterarbeit damit konfrontiert werden, einen komplexeren, wissenschaftlichen Text zu schreiben) ein derart ausdifferenziertes Bild der Selbstreferenz nahebringen zu wollen? In jedem Fall muss zumindest für die überdisziplinäre Schreibdidaktik ein Mittelweg gefunden werden, da allzu pauschale Handlungsanweisungen zum Umgang mit Wissenschaftssprache wenig zielführend sind und in manchen Fällen die Textkompetenz Studierender möglicherweise sogar gefährden. Im besten Fall sind die Teilnehmer*innen eines allgemeinen Schreibkurses nach dessen Abschluss dazu in der Lage, die Frage nach dem *ich* in Bezug auf ihr eigenes Fach selbst zu beantworten und mit dem Wissen um die Einsatzmöglichkeiten der

ersten Person Formulierungen zu identifizieren, die je nach Schreibanlass und Disziplin angemessen sind. Weniger kompliziert gestaltet sich hingegen die Auswertung der beobachteten Positionen für die fachspezifische Schreibdidaktik, da sich der charakteristische Sprachstil einer Disziplin und damit der Umgang mit der Selbstreferenz relativ zuverlässig ermitteln lässt. Indem wir die Argumente der Ratgeberautor*innen für oder gegen das *ich* mit realen Textbeispielen der gewünschten Disziplin abgleichen, können wir vor Studierenden im Fach eine begründete Position zu der Frage entwickeln. Anhand konkreter Formulierungsbeispiele, die direkt aus den Fächern stammen, ist es möglich, diese Empfehlungen zu untermauern (siehe hierzu Loesch 2019). Vielen Ratgebern mangelt es an solch exemplarischen Textstellen, häufig stammen die Formulierungshilfen (ob sie nun das *ich* enthalten oder sich in alternativen Umgehungsphrasen zeigen) aus der eigenen Feder auf Basis selbst bloß subjektiver Einschätzungen der Autor*innen, z. B. bei Kruse (2018: 143 f.) und Lange (2018: 126). Kühtz (2016: 30) hingegen bietet reale Quellenbeispiele zur Veranschaulichung seiner Position. Für eine forschungsbasierte Schreibdidaktik an Hochschulen, die Studierenden nicht nur praktisches Handeln, sondern auch kritisches Denken und das Reflektieren über Selbstreferenz und Wissenschaftssprache vermitteln will, bleibt die konkrete Forschung am Text (wie sie z. B. bei Brommer [2018], Deml [2015] und Steinhoff [2007b] stattfindet) somit unentbehrlich.

Literatur

- Berninger, Ina (2017): Wissenschaftlich Schreiben. In: Berninger, Ina/Botzen, Katrin/Kolle, Christian/Vogl, Dominikus/Watteler, Oliver (Hrsg.): *Grundlagen sozialwissenschaftlichen Arbeitens. Eine anwendungsorientierte Einführung*. 2., überarbeitete Auflage. Opladen/Toronto: Barbara Budrich. 115–126.
- Brommer, Sarah (2018): *Sprachliche Muster. Eine induktive korpuslinguistische Analyse wissenschaftlicher Texte*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bußmann, Hadumod (2008) (Hrsg.): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 4., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage unter Mitarbeit von Hartmut Lauffer. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Deml, Isabell (2015): Gebrauchsnormen der Wissenschaftssprache und ihre Entwicklung vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. Online im WWW. URL: urn:nbn:de:bvb:355-epub-323977 (Zugriff: 04.05.2019).
- Ebel, Hans F./Bliefert, Claus (2009): *Bachelor-, Master- und Doktorarbeit. Anleitungen für den naturwissenschaftlich-technischen Nachwuchs*. 4., aktualisierte Auflage. Weinheim: WILEY-VCH.
- Esselborn-Krumbiegel, Helga (2017): *Richtig wissenschaftlich schreiben. Wissenschaftssprache in Regeln und Übungen*. 5., aktualisierte Auflage. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Freise, Fridrun/Schubert, Mirjam (2017): Lernen am Diskurs: fachliche Schreibkonventionen analytisch erarbeiten. In: *Journal der Schreibberatung* 14. 31–39.

- Gastel, Barbara/Day, Robert A. (2016): *How to Write and Publish a Scientific Paper*. 8. Auflage. Santa Barbara, California: Greenwood.
- Götttert, Karl-Heinz (1999): *Kleine Schreibschule für Studierende*. München: Fink.
- Hirschmann, Claudine/Wanner, Inge (2011): *Wissenschaftliches Schreiben und Publizieren. Erläuterung für Studierende und Doktoranden*. Norderstedt: Books on Demand.
- Hirsch-Weber, Andreas (2016): Texte wissenschaftlich formulieren. In: Hirsch-Weber, Andreas/Scherer, Stefan (Hrsg.): *Wissenschaftliches Schreiben und Abschlussarbeit in Natur- und Ingenieurwissenschaften. Grundlagen – Praxisbeispiele – Übungen. Mit Beiträgen von Beate Bornschein, Evelin Kessel, Lydia Krott und Simon Lang unter Mitarbeit von Sarah Gari*. Stuttgart: Eugen Ulmer. 92–112.
- Jakobs, Eva-Maria (1999): Normen der Textgestaltung. In: Kruse, Otto/Jakobs, Eva-Maria/Ruhmann, Gabriela (Hrsg.): *Schlüsselkompetenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule*. Neuwied/Kriftel/Berlin: Luchterhand. 171–190.
- Kornmeier, Martin (2018): *Wissenschaftlich schreiben leicht gemacht. Für Bachelor, Master und Dissertation*. 8., überarbeitete Auflage. Bern: Haupt.
- Krampe, Günter (2016): Vom Passiv zum Aktiv? Ich-Tabu oder Selbstdarstellung in wissenschaftlichen Texten. In: *Forschung & Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt*. 23. Jahrgang. Heft 1/16. 224–226.
- Kremer, Bruno P. (2018): *Vom Referat bis zur Examensarbeit. Naturwissenschaftliche Texte perfekt verfassen und gestalten*. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum.
- Kretzenbacher, Heinz L. (1995): Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften? In: Kretzenbacher, Heinz L./Weinrich, Harald (Hrsg.): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin/New York: De Gruyter. 15–39.
- Kruse, Otto (2007): *Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium*. 12., völlig neu bearbeitete Auflage. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kruse, Otto (2018): *Lesen und Schreiben. Der richtige Umgang mit Texten im Studium*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wien: Huter & Roth.
- Kühtz, Stefan (2016): *Wissenschaftlich formulieren. Tipps und Textbausteine für Studium und Schule*. 4., erweiterte Auflage. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Lange, Ulrike (2018): *Fachtexte lesen – verstehen – wiedergeben*. 2., überarbeitete Auflage. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Loesch, Cristina (2019): Das Tempus in den beschreibenden Teilen einer Qualifikationschrift. Eine Studie im Fachbereich Bioingenieurwesen und Chemieingenieurwesen/Verfahrenstechnik am Karlsruher Institut für Technologie. In: Hirsch-Weber, Andreas/Loesch, Cristina/Scherer, Stefan (Hrsg.): *Forschung für die Schreibdidaktik: Voraussetzung oder institutioneller Irrweg?* Weinheim: Beltz Juventa. 166–189.
- Mayer, Philipp (2015): *300 Tipps fürs wissenschaftliche Schreiben*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Müller, Eva (2013): *Schreiben in Naturwissenschaften und Medizin*. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

- Polenz, Peter von (1981): Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung. In: Bungarten, Theo (Hrsg.): *Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription*. München: Wilhelm Fink. 85–110.
- Pospiech, Ulrike (2017): *Duden. Wie schreibt man wissenschaftliche Arbeiten? Von der Themenfindung bis zur Abgabe*. Berlin: Dudenverlag.
- Pyerin, Brigitte (2019): *Kreatives wissenschaftliches Schreiben. Tipps und Tricks gegen Schreibblockaden*. 5., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Schaaf, Christian P. (2006): *Mit Vollgas zum Doktor. Promotion für Mediziner*. Heidelberg: Springer Medizin.
- Schumacher, Regine (2017): *Schreiben in den Literaturwissenschaften. Ein Arbeitsbuch*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Sommer, Roy (2013): *Schreibkompetenzen. Erfolgreich wissenschaftlich schreiben. Klausuren, Seminar- und Examensarbeiten*. Stuttgart: Klett Lerntraining.
- Steiner, Felix (2009): *Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten*. Tübingen: Niemeyer.
- Steinhoff, Torsten (2007a): Zum ich-Gebrauch in Wissenschaftstexten. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*. Vol. 35 No. 1–2, 1–26.
- Steinhoff, Torsten (2007b): *Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*. Tübingen: Niemeyer.
- Ulmi, Marianne/Bürki, Gisela/Verhein, Annette/Marti, Madeleine (2017): *Textdiagnose und Schreibberatung. Fach- und Qualifizierungsarbeiten begleiten*. 2., aktualisierte Auflage. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Vollers, Elisabeth (2016): Stil. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler. 672 f.
- Wagner, Lothar (2012): *Die wissenschaftliche Abschlussarbeit. Ratgeber für effektive Arbeitsweise und inhaltliches Gestalten*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Saarbrücken: Südwestdeutscher Verlag für Hochschulschriften.
- Weinrich, Harald (1989): Formen der Wissenschaftssprache. In: Akademie der Wissenschaften zu Berlin/The Academy of Sciences and Technology in Berlin (Hrsg.): *Jahrbuch. Yearbook. 1988*. Berlin und New York: Walter de Gruyter. 119–158.
- Wolfsberger, Judith (2007): *Frei geschrieben. Mut, Freiheit und Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Zanini, Anja (2016a): Pluralis auctoris. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler. 521.
- Zanini, Anja (2016b): Pluralis maiestatis. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler. 521.

Autorin

Cristina Loesch, M.A., ist seit Dezember 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Schreiblabor des House of Competence (HoC) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Ihr Lehr- und Forschungsschwerpunkt ist das wissenschaftliche Schreiben in den Disziplinen Bioingenieurwesen, Chemieingenieurwesen und Verfahrenstechnik.